

Katryn Berlinger
DAS GEHEIMNIS DER
HERZKIRSCHEN

R o m a n

Knaur Taschenbuch Verlag

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Originalausgabe Mai 2013
Copyright © 2013 by Knaur Taschenbuch.
Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Redaktion: Ilse Wagner
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Umschlagabbildung: © Getty Images/Lena Granefeldt;
© Getty Images/Maria Kallin
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-426-51262-3

2 4 5 3 1

*Und hätte ich
die Stimmen der Welt,
nur die eine,
die der Liebe
nicht,
wäre ich ein Sandkorn
im Spiel der Winde.*

* * * * *

»Ears can hear deeper than eyes can see.«

D. H. LAWRENCE, *Die Saligen*

KAPITEL I

1

*Nacht im Hafen von Swakopmund,
Kolonie Deutsch-Südwestafrika,
Januar 1904*

Er hatte ihr ein Geschenk versprochen. War es vor zehn Minuten, vor hundert Stunden gewesen? Agnes hatte den Klang seiner Stimme noch im Ohr, die ihr bis zu diesem Moment die Gewissheit gegeben hatte, Paul würde zu ihr zurückkehren. Eine Ewigkeit schien das her zu sein. Nervös glitt ihr Blick über Passagiere und Lastenträger, die von der Mole her mit Brandungsbooten am Schiff anlegten.

Paul aber war nicht unter ihnen.

Sie hörte, wie sich einige Männer darüber beschwerten, dass der Kaiser noch immer kein Geld bereitgestellt habe, damit Swakopmund einen richtigen Hafen bekäme. Denn in halb undichten Nusschalen an Bord eines Schiffes geschaukelt zu werden, sei eines deutschen Kolonisten unwürdig. Angestrengt starrte Agnes zur Mole. Das Unbehagen, das der Anblick der starken Brandungswellen in ihr auslöste, war nichts gegen die Angst, die sie um Paul empfand. Er hatte ihr keine Erklärung gegeben, woher dieser Dampfer kam und warum er nur wenige Stunden nach seiner Anlandung wieder in See stechen würde. Nein, keine Er-

klärung, aber die Versicherung seiner Liebe. Und deshalb hatte er sie schließlich davon überzeugen können, wie wichtig es sei, wenn sie noch heute Nacht die Kolonie verließen.

Wo aber blieb er?

Noch während des Festes hatte er sie an Bord gebracht. Sie waren sich schon länger über eine gemeinsame Abreise einig gewesen, hatten nur auf eine günstige Gelegenheit gehofft. Und jetzt war es so weit. Agnes versuchte, sich an Einzelheiten des Abends zu erinnern, doch in ihrem Inneren klang nur Pauls Stimme. Auf diesem Schiff, hatte er ihr versichert, würde niemand sie vermuten, und sie brauche keine Angst haben, verfolgt zu werden.

Wer aber, fragte sie sich, hätte sie verfolgen wollen? Sie hatte keine Feinde. Arthur, ihr Ehemann, wäre der Einzige, der Grund hätte, sie aufzuhalten. Doch er kannte die Wahrheit nicht. Und das, was er gesehen hatte, hatte ihm Anlass gegeben, Paul sogar dankbar zu sein. Schließlich sorgte Paul sich um ihre Sicherheit und nahm Arthur ein wenig von der Sorge um seine junge Ehefrau. Es war einfach nicht auszudenken, würde sie Opfer der aufständischen Herero werden. Denn Arthur, der mit Geist und Seele dem deutschen Kaiser ergeben war, hätte selbst den von einem Herero aufgewirbelten Staub auf ihren Stiefelspitzen als persönliche Kränkung empfunden.

Das war der eine Teil der Wahrheit. Vom anderen wusste Arthur nichts. Er ahnte nicht einmal, was sie in den letzten Wochen erlebt hatte.

Agnes' Herz krampfte sich zusammen, als sie sich dem Moment stellte, in dem sie mit Paul die gemeinsame Kabine betreten hatte. Ihm war eingefallen, dass er noch seinen Geschäftskoffer aus dem Hotel holen müsse. Wie selbstverständlich hatte er dem Kapitän ein Bündel Geldscheine in die Hand gedrückt, mit der eindringlichen Anweisung, erst abzulegen, wenn er wieder zurück sei.

Und schon in diesem Augenblick hatte sie die aufkeimende Angst, dass irgendetwas schief laufen könne, verdrängt.

Sie erinnerte sich, dass der Kapitän, ein fettleibiger, x-beiniger Mann mit dröhnendem Bass, widerwillig zugestimmt hatte. Immer noch trieb er, Befehle bellend, die Mannschaften an, die erst schwere Gewehr- und Munitionskisten entladen hatten und nun leere Bier- und Weinfässer, riesige Schafwollgebilde und Tonnen voller afrikanischer Kunstgegenstände von den Brandungsbooten hinauf an Deck und hinab in den Bauch dieses Dampfers schlepten.

Von Minute zu Minute flößte ihr diese Karikatur eines Kapitäns mehr Furcht ein. Er hatte versprochen, auf Pauls Rückkehr zu warten. Noch konnte sie sich einreden, Pauls Geld besäße genügend Macht, dass alles gutgehen würde.

Warum aber kam er nicht endlich zurück? Was, um Himmels willen, war geschehen? Wer konnte es wagen, ihn aufzuhalten? Ihn, der das Meer so liebte wie die Steppe, die seine Heimat war. Der die wichtigsten Hafenstädte der Welt ebenso gut kannte wie die Eitelkeiten ihrer Regierenden.

Er war erst vor kurzem aus New York zurückgekehrt – und hatte die kaisertreu und national gesinnten Kolonialbeamten schockiert, weil er drei dunkelhäutige Männer mit seltsamen Instrumenten mitgebracht hatte. Nur, weil ihre Musik ihn so fasziniert hatte. Noch immer erschien es Agnes traumhaft, dass diese fremden Klänge ihr ganzes Sein von einem Atemzug auf den nächsten verändert hatten. Das eigentliche Wunder war jedoch, dass ausgerechnet dieser weltgewandte Mann, Paul Henrik Söder, sich in sie, die Ehefrau eines einfachen Schutztruppen-Feldwebels, verliebt hatte.

Ja, Paul hatte ihr ein Geschenk versprochen.

Agnes lauschte in sich hinein.

Ein Geschenk, das sie, wie er ihr versichert hatte, immer aneinander erinnern, für ewig miteinander verbinden würde. Noch über den Tod hinaus.

Und sie glaubte ihm.

Ein kühler Wind von Nordost blies feinen Wüstensand über die Reling. Er legte sich auf Agnes' Gesicht, erinnerte sie an die Schönheit einer rauen Landschaft, an unendliche Weiten, an Farmen, zu denen einsame Köcherbäume den Weg markierten. Gegen ihre Tränen anblinzelnd, hob sie den Kopf und schaute einem niedrig fliegenden Schwarm Kapscharben nach, zuckte zusammen, als in der Nähe laut ein Brillenpinguin rief.

Nachtschwärze umhüllte die Hafenstadt, hatte längst den Ausblick auf die flache Küste mit ihren endlos langen Dünenketten und die Gebirgsschemen des Landesinneren verschluckt. Selbst die imposanten Gebäude des Kaiserlichen Bezirksgerichts und der Woermann-Schiffahrtlinie waren kaum noch zu erkennen. Nur der Leuchtturm unweit der Mole verbreitete ein hoffnungsvolles Licht.

Die Luft roch nach Meer, gegerbten Häuten, feuchtem Holz und einer eigenartigen kühlen Süße von Baumharz und kaltem Sand. Klar glitzerten die Sterne durch die Schwärze der Nacht. Unter ihr ertönte ein Rumpeln aus dem Bauch des Schiffes, als sei eine schwere Tonne umgefallen und hätte drei kleinere Tonnen mit sich gerissen. Die dumpfen Schläge erweckten wieder den Klang dieser leidenschaftlichen, rhythmischen Musik, die bereits in ihr ruhte wie ein zweites Herz, das nur darauf wartete, schlagen zu dürfen.

Rumba. Rumba hieß der Tanz, den Paul sie gelehrt hatte. Schritte, aufreizend langsam, dann wieder schnell, wiegender Hüftschwung, ohne Innehalten. Ein erotisches Spiel zwischen Mann und Frau, das sie nicht kannte, nie vom Leben erwartet hätte.

Und doch war es geschehen.

Agnes lehnte sich gegen die Bordwand, suchte nach dem Halt, der sie noch vor wenigen Stunden so glücklich gemacht hatte. Sie schloss die Augen, um noch einmal Pauls werbende Bewegungen

zu spüren. Sanft hatte er sie geführt, ihr bedeutet, wie sie sich um ihn, von ihm fort-drehen solle. »Dime que no«, hatte er ihr zugeflüstert. »Sag mir ›nein‹.« Er war es, der sie erobern, sie umwerben wollte. Dabei hatten seine Augen geblitzt, und sie hatte das Gefühl gehabt, aus feuriger Seide zu bestehen, die Paul voller Begehren in ihren Bann zog.

Sie hatten sich auf den ersten Blick ineinander verliebt. Doch Paul hatte es verstanden, seine Sehnsucht geschickt zu verbergen. Am ersten Abend hatte er, der Etikette gehorchend, zunächst der Rangfolge nach die anwesenden Kolonialbeamten um die Erlaubnis eines Tanzes mit ihren Ehefrauen gebeten. Nachdem aber eine nach der anderen, teils aus Unvermögen, teils aus Schüchternheit, dankend abgelehnt hatte, war Paul schließlich mit einem eleganten Scherz auf Arthur zugetreten. Sie hatte ihrem Mann angesehen, wie er mit sich gekämpft hatte, weil er sich der ungewöhnlichen Beachtung durch einen weltgewandten Herrn durchaus bewusst war, sich aber schon im Voraus für das Unvermögen seiner jungen, unerfahrenen Ehefrau glaubte schämen zu müssen.

Wie schon so oft hatte Arthur sich in ihr getäuscht. Sie hatte es besser gewusst und ihm ihre Zuversicht mit einem bedeutungsvollen Blick zu verstehen gegeben. Da hatte Arthur sich, hochrot im Gesicht, von seinem Stuhl erhoben, vor Paul verbeugt und ihm für die außergewöhnliche Ehre gedankt.

Noch im gleichen Moment hatte sie Pauls dargebotenen Arm ergriffen – und Arthur vergessen. Schon bei der ersten Berührung wusste sie, dass sie und Paul füreinander geschaffen waren und sie diesen Tanz schnell lernen würde. Schneller, als jeder der erwartungsvollen Zuschauer es erwartet hätte, bewegten sich ihre Körper harmonisch im Takt der Musik. Trotzdem verstanden beide sich sofort darauf, nach außen hin Distanz zu wahren, um vor der Welt ihr stummes und doch so wortreiches Liebesgeflüster zu verbergen.

Wie mühelos hatten sie einander umtänzelt. Ihre Körper lockten und verzögerten die lustvolle Spannung, mal spielerisch streng, mal glutvoll gelassen.

Noch einmal glaubte Agnes, das Applaudieren der Gäste zu hören, erinnerte sich, dass Hauptmann Höchst, Arthurs Vorgesetzter, befremdet und zigaretterrauchend auf die Terrasse hinausgetreten war.

Dem ersten Auftritt der fremden Musiker waren hitzige Gespräche über die Moral und Schändlichkeit dieser aufreizenden Klänge gefolgt. Agnes entsann sich, wie einer der Kolonialbeamten von primitiven »Urwaldtrommeln« sprach, die Sittlichkeit und Anstand einer christlichen Gesellschaft verletzen würden. Paul war daraufhin ans Klavier getreten, hatte, ungerührt von der Kritik, ein bekanntes Salonstück gespielt und nebenbei das Gespräch geschickt auf sein eigentliches Anliegen gelenkt. Überzeugend hatte er die günstigen Voraussetzungen der deutschen Farmer für sein Projekt hervorgehoben, zukünftige Profite in die rauchgeschwängerte Luft gemalt. Man brauche nur zuzugreifen. Agnes hörte noch deutlich die begeisterten Hochrufe des Farmers Martin Grevenstein auf den Kaiser, der als Erster Pauls Idee in die Tat umsetzen wollte und dem die »Negermusik« genauso gefiel wie Paul.

Und das war ihr beider Glück – und gleichzeitig Geheimnis, das sie vor Arthur hatten verbergen können.

In den Tagen danach hatte sie eine Nachricht erhalten, dass Martin Grevenstein ihr, Paul, den Musikern und einigen verschwiegene Tanzbegeisterten eine leerstehende Scheune anbieten könnte, wo sie heimlich Rumba tanzen konnten. Offiziell hatte Grevenstein erklärt, nach der Augenoperation seiner Frau sei eine vernünftige Haushaltsführung ohne Agnes nicht mehr möglich. Natürlich war auch das nur die halbe Wahrheit. Zwar hatte sie wirklich im Grevensteinschen Haushalt mit angepackt,

anschließend aber war sie zur Scheune hinübergeeilt, wo die anderen bereits tanzten.

Wie sehr hatte sie diese Stunden genossen.

Wie oft hatte sie sich klopfenden Herzens von Paul fortgedreht, um sich von ihm lodernd vor Sehnsucht zurückziehen zu lassen. »Du wirst mir nie einen Korb geben, Agnes, nicht?« Er hatte ihr im flackernden Licht der Lampions tief in die Augen gesehen. Seine Fingerkuppen setzten magische Punkte auf ihren Rücken, tänzelten, zogen sie an seinen Körper.

»Que sera, wer weiß«, hatte sie leise erwidert und wie beiläufig mit ihrem Mittelfinger sein Handgelenk gestreift. Lächelnd hatte er sie daraufhin um sich herumgelenkt. Sie tanzten im schwingenden Takt heißer, nach Weihrauch duftender Luftwirbel. Es war ein Ineinanderfließen intimster Gefühle. Kein Kampf, sondern unermüdliches Bejahen gegenseitigen Begehrens.

Das Gebrüll des Kapitäns riss Agnes aus ihren Gedanken. Neue Passagiere drängten auf das Schiff, heimreisende Kaufleute, Händler, zahlreiche deutsche Siedler mit ihren aufgeregten Kindern, Missionsschwestern in grauem Habit.

Gelangweilt machten sich die Schiffsjungen daran, die Strickleitern zu halten und nach den ausgestreckten Händen zu fassen. Schon wurde die erste Leiter eingeholt.

Wenig später bot sich die letzte Möglichkeit, in eines der Brandungsboote zu steigen, an Land zu gehen und nach Paul zu suchen. Hatte sie nicht schon viel zu lang hier gestanden und in Erinnerungen geschwelgt?

Und wenn Paul im allerletzten Augenblick auf das Schiff zuschwimmen würde? Agnes beugte sich über die Reling, bildete sich ein, kraftvolle Schwimmstöße, seinen Atem zu hören. Doch unter ihr schlug das Wasser nur kalt und gleichgültig gegen die Bordwand.

Der Kapitän schloss eine Luke, ohrfeigte einen Schiffsjungen und lief fluchend die Reling entlang, wobei er mit einem Stock gegen die Bordwand schlug. Hastig zerrten die Schiffsjungen unter hartem Scheppern die letzten Leitern an Deck, während im Schiffsinneren die Dampfturbinen anliefen und die Planken vibrieren ließen.

Eine nie gekannte Verzweiflung breitete sich in Agnes aus. Ihr war, als glitte sie auf fremden Füßen davon, fort von einer vertrauten Vergangenheit und zugleich fort von ihrer einzigen Hoffnung auf Glück.

Eine Träne nach der anderen lief ihr übers Gesicht. Ohnmächtig starrte sie in die Schwärze der Nacht, die den flachen Küstenstreifen unerbittlich einsog. Und wenn sie dies alles nur träumte? Vielleicht erlebte sie gerade ein Märchen? Ein Märchen, in dem die unglückliche Frau eines kaiserlichen Soldaten einen Prinzen trifft, der sie wach küsst und mit all ihren Sehnsüchten wieder allein lässt.

Doch anders als im Märchenbuch wollte dieses Märchen kein gutes Ende nehmen. Agnes stieß einen dumpfen Laut aus, umklammerte mit der einen Hand die Reling, ballte die andere zur Faust und presste sie auf ihre Lippen.

Der Schmerz, die große Liebe ihres Lebens gefunden und wieder verloren zu haben, raubte ihr fast den Verstand. Für kurze Momente tröstete sie sich mit der Vorstellung, gutmeinende Mächte hätten Paul wieder an den Platz seines Lebens zurückbeordert. Doch schließlich redete sie sich ein, dass sie gesündigt hatte. Dann war dies jetzt die Stunde, in der sie akzeptieren musste, von einem gerechten, aber grausamen Gott bestraft zu werden. Je weiter das Schiff sie in die dunkle Unendlichkeit des Atlantiks hinausführte, desto mehr glaubte sie, an diesem Schuldgefühl ersticken zu müssen. Und auch, wenn sie sich nicht eigentlich verantwortlich fühlte: Bald kam sie sich so tot und ab-

gestorben vor wie die Viehhäute und Felle, Hörner und Straußenfedern, die der Bauch dieses Dampfschiffes vor Stunden noch verschlungen hatte.

Es war ihr Lebenstraum gewesen. Der Traum, zu tanzen und zu lieben.

In einem Anflug trotzigen Mutes beschloss sie, Arthur eines Tages die Wahrheit zu erzählen. Sie würde ihn bitten, ihr ihre Lüge zu verzeihen und ihr zu glauben, dass sie ihn nicht mit Paul betrogen hatte. Schließlich schuldete sie Arthur zu viel, mehr noch, sie musste einsehen, einer solch großen Liebe wie der zu Paul gar nicht würdig zu sein. So war es das Beste, heimzukehren und das alte Leben wieder aufzunehmen. Bestimmt würde Arthur zu Weihnachten seinen ersten Heimaturlaub erhalten. Und wenn sie erst ein Kind hätten ...

Ein eigenartiges Erschauern durchfuhr sie, und sie fragte sich erschrocken, woher es kam. Irgendwo an Deck schlug eine Bordtür auf und entließ langgezogene Akkorde eines Schifferklaviers. Eine brüchige Männerstimme hob zu einer melancholischen Melodie an, brach sie ab und führte sie auf höherer Tonlage weiter.

Nein, sie würde ihn nie vergessen können.

Aber was blieb ihr? Auch, wenn sie ihn niemals wiedersehen dürfte, wuchs in ihr der Wunsch, zu erfahren, welcher Art Pauls Geschenk gewesen wäre, das sie beide über den Tod hinaus miteinander verbunden hätte.

Sie kehrte zu ihrer Kabine zurück. Ein Streifen fahlen Mondlichts durchschnitt die stickige, von Scheuerwasser und Schweiß getränkte Luft. Agnes starrte auf die Koje, tastete taumelnd nach einem Halt. Wie ein durchsichtiges Feenband bedeckte ein kleiner Lichtstreifen Pauls Koffer. Und in diesem Moment wurde ihr bewusst, dass sie einen Fehler gemacht hatte.

2

*Schweden, auf der Insel Visingsö,
am Ufer des Vätternsees,
August 1978*

Den ganzen Juli über war es trocken gewesen, Mitte August aber änderte sich das Wetter über Nacht. Es wurde schwül, dann setzte tagelanger Regen ein. Als er nachgelassen hatte, schwirrten Tausende von Mücken zwischen den Beeten und Hecken des Gartens, der sich bis an das Ufer des Sees erstreckte. Trotz ihres hohen Alters hörte Linnea das geisterhafte Sirren deutlich, ihre welke Haut jedoch spürte die Stiche kaum noch. Heute allerdings schienen die Schwärme sogar den Ausblick auf den geliebten See zu trüben. Trotzdem wusste Linnea, dass er glatt, wie ermattet, vor ihr ruhte ... wie erkaltetes Glas. Sie musste nicht mehr alles sehen, und das war für eine alte Frau wie sie Trost genug. So würde sie auch niemanden darüber täuschen können, dass dies ihr letzter Sommer war. Schon jetzt war sie müde und fast zu schwach, das Telegramm unter ihren zittrigen Händen zu glätten.

Dessen einzige Zeile aber sah sie deutlich vor sich: *Das Kind ist da. Ein Mädchen.*

Ein Mädchen, murmelte sie vor sich hin. Ob es wohl eines Tages ... *ihr* gleichen würde?

Linnea bildete sich ein, ein Mädchen in blütenweißem Kleid im flachen Wasser zu sehen. An seinen Ohren baumelten Pärchen reifer, blutroter Herzkirschen. Es winkte ihr zu, raffte sein Kleid und lief jauchzend an ihr vorbei. Zurück in den Obsthain.

Aber warum, fragte sie sich, war *dieses* Kind erst jetzt, kurz vor ihrem Tod, geboren worden? Warum nicht vor zwanzig Jahren? Einen kurzen Moment lang flammte Ärger in ihr auf. Aber na-

türlich war dies unsinnig. Gott hatte es eben so gewollt, und er würde auch diesem Kind seine Lebensaufgabe nicht ersparen. Was für sie zählte, war, dass das Mädchen überhaupt auf die Welt gekommen war.

Ein Entenpaar landete platschend am Ufer. Linnea beugte sich ein wenig vor, sank wieder zurück und stieß einen langen Seufzer aus. Wie gerne hätte sie jetzt mit der Mutter gesprochen. Und wäre es möglich gewesen, hätte sie *alle*, Verstorbene wie noch Lebende, um sich versammelt, um die Geburt dieses Kindes zu feiern.

Linnea seufzte wieder. Welche Kapriolen das Leben doch schlug. Mit einem Mal wurde ihr bewusst, wie sehr sie unter der Ohnmacht ihres hohen Alters litt. Selbst wenn sie in zehn Jahren ihren hundertsten Geburtstag erleben würde, wäre das Kind noch zu jung, um diese große Geschichte zu verstehen. Dabei hatte das Leben gerade sie Geduld gelehrt, Geduld, aber auch Nachsicht.

Gesichter glitten vor ihrem inneren Auge vorüber. Gesichter, die sie einmal vor langer Zeit geliebt hatte. Lebensfäden tauchten auf, gingen verloren, rissen ab. Sie hatte sie nicht zu dem Muster verweben können, das ihr gefallen hatte. Und wenn sie ehrlich war, war alles nur bei einer Papierzeichnung geblieben, und selbst diese war mit der Zeit verblasst.

Nur die Geburt des Kindes erinnerte sie wieder daran, dass Leben Hoffnung bedeuten konnte. Ob wohl wenigstens dieses Kind eines Tages als *Frau* glücklich werden würde?

Eine eigenartige Unruhe ergriff von ihr Besitz. Noch immer tanzten am Seeufer im Dunst die Mücken. Ihr Sirren war wie eine monotone Musik, die zu den blassen Bildern der Vergangenheit spielte. Mal näher, mal ferner klangen die Stimmen längst Verstorbener, glichen dem wechselhaften Gemurmel eines Gebirgsbaches. Linnea atmete flacher, hoffte, irgendein Wort zu verstehen, einen Satz. Vergeblich. Erst nach einer Weile stellte sie

fest, dass das Einzige, was sie hörte, ihre eigene Stimme war: die Stimme ihrer Schuld.

An diesem See hatte sie einmal einem Menschen das Versprechen gegeben, ein Geheimnis zu hüten. Und hier hatte sie denselben Menschen betrogen.

Ein Geräusch ließ sie zusammenzucken. Plötzlich verspürte sie eine seltsame Angst. Vage ahnte sie, dass sie etwas mit der Geburt des Kindes zu tun hatte. Und je stärker diese Angst sie quälte wie ein falscher Akkord, desto deutlicher verspürte sie den Wunsch, etwas gegen sie zu tun. Am besten noch heute, dachte sie. Denn die Stunden waren gezählt, in denen ihr Verstand noch ungetrübt war. Linnea hüstelte und zog ihr kupferfarbenes Wolltuch über ihren Schoß. Dann blinzelte sie einem flatterigen Schemen nach, dessen *chräk*-Schreie sie daran erinnerten, dass der September nahte und die ersten Graureiher gen Süden zogen.

Gleich nachher würde sie telefonieren. Die Zeit war gekommen, dass sie endlich ihr Schweigen brach. Buchstäblich im letzten Moment würde sie den Schutt von Fehlern und Versagen beiseiteräumen. Noch war Zeit, ihrer Freundin endlich Abbitte zu leisten, um deren Erbe zu retten.

Linnea atmete auf, strich über das Telegramm. Ihr war schwindelig, gleichzeitig aber war sie erleichtert, dass sie endlich wusste, was sie zu tun hatte. Etwas blitzte vor ihrem Auge auf, gleichzeitig verspürte sie einen Stich im Kopf. Wollten die Mücken sie vertreiben? Als griffe sie ein Schwarm Glühwürmchen an, schreckte sie vor den vielen hellen Punkten zurück, die auf einmal vor ihr flirrten. Panik stieg in ihr auf, plötzlich wurde ihr eng um die Brust. Vielleicht ist es besser, dachte sie beunruhigt, wenn ich meinen Plan notiere ...

Sie fingerte hastig einen Bleistiftstummel aus der Seitentasche ihres Kleides und stellte sich vor, was sie Agnes unbedingt sagen wollte.

Ich hole das Kind. Bringe es hierher. Sorge dich nicht. Sie wird ...

Die Bleistiftspitze brach ab, dennoch vollendete Linnea den Satz, ohne zu merken, dass sie die letzten Worte nur ins Papier drückte.

Motorengeräusch schreckte sie auf. Ein weißes Boot schoss über den See, ließ Wellen ans Ufer schwappen. Dumpfe Taktschläge drangen an ihre Ohren.

Dieser Lärm, dachte sie halb benommen und wischte zittrig eine Haarsträhne von der Lippe. Hirnbetäubend. Der Rhythmus. Alles.

Sie versuchte, die Musik fortzuwischen, blinzelte, erinnerte sich daran, was sie jetzt unbedingt erledigen wollte. Ja, gleich würde sie Agnes anrufen. Auch, wenn es schon spät war. Gleich ... wenn ihr Herz sich beruhigt hatte. Sie würde noch eine Weile sitzen bleiben und atmen. Einfach nur atmen.

War Nebel aufgezogen? Alles schien plötzlich so hell.

Sie musste die Augen schließen, dachte an das kleine Mädchen. Und wie von allein fügten sich ihre Finger zum Gebet zusammen.

3

*Ostsee, Lübecker Bucht,
ein Landhaus,
Valentinstag, Februar 2012*

Und nun, wer fängt auf? Gleich fliegt er, mein Brautstrauß!« Simone, Isabels beste Freundin, stellte sich in Positur. Isabel schaute sie erwartungsvoll an. Doch das Gedränge um sie herum war so groß, dass eine Kübelpalme umstürzte und ein Mädchen mitriss, das offenbar noch immer Amy Winehouse verehrte. Ver-

geblich versuchte sie, ihr zum Bienenkorb hochgestecktes Haar zu schützen, doch ihre Frisur wurde von den peitschenden Palmblättern gründlich zerzaust. Ohrenbetäubendes Gelächter ertönte. Auch Isabel musste lachen. Dabei schob sich fast wie von allein der Rollstuhl mit ihrer Mutter Constanze vor und stieß mit der Fußstütze gegen die runden Waden von Mo, Isabels Lieblingsfeindin. Seit dem Abitur vor sechzehn Jahren hatten sie sich nicht mehr gesehen. Daher war Isabel überrascht gewesen, wie rundlich Mo geworden war. Bestimmt zwanzig Kilo mehr. Dabei hatte Mo einmal Stewardess werden wollen ... Bestimmt hatte sie damals ihr Ziel erreicht, aber es war schwer vorstellbar, wie Mo heute, in enger Uniform und mit Hüftspeck, in einem überfüllten Flugzeug Getränke austeilte. Isabel hörte ihre Mutter husteln, und sie stellte sich vor, wie fantastisch es wäre, wenn Mo sich umdrehte und in Constanzes hasserfüllte Augen blickte ...

Sie beugte sich vor, um zu sehen, wie Mo reagierte. Doch Mo tat, als hätte sie plötzlich Engel entdeckt, die um das Brautpaar flatterten. Isabel seufzte. Mo drehte sich nicht um, sondern zuckte mit den nackten Schultern, als wäre Staub von der Decke gerieselt. Mo behielt also die Nerven. Typisch, das war ihr auch damals gelungen, als sie zwei Jahre vor dem Abitur Isabels Vater verführt hatte. Constanze, geistig noch immer fit, hatte sie natürlich vorhin wiedererkannt und »Biest« vor sich hin gemurmelt. Zu gerne hätte Isabel gehört, was sich diese beiden Frauen, die ihr so sympathisch waren wie Nacktkatzen, sonst noch zu sagen hätten. Vielleicht würde es ja nachher eine Gelegenheit zu giftigen Bemerkungen geben. Dann nämlich, wenn sie, Isabel, Simones Brautstrauß auffangen würde.

Natürlich würden diese beiden ihr den Strauß nicht gönnen. Das war klar.

Sie winkte Simone zu, in der Hoffnung, ihre Freundin drehte sich in diesem Durcheinander so, dass sie, Isabel, den Brautstrauß

auch bestimmt auffangen würde. Zu ihrem Ärger aber nutzte Simone in diesem Moment den Zwischenfall mit der umgestürzten Kübelpalme, um Falk, ihren Liebsten, leidenschaftlich zu küssen. Und auch wenn Isabel Simone ihr Glück gönnte, musste sie neidisch zur Seite gucken. Simone war innerhalb von zwei Jahren bereits die dritte Freundin, die es geschafft hatte, ihre große Liebe zum Traualtar zu führen. Nur sie, Isabel, war noch dabei, ihre Single-Tage zu zählen. Heute allerdings, da war sie sich sicher, würde Simone ihre Glücksfee sein. Außerdem war heute Valentinstag, und eine Hochzeit an diesem Tag musste auch ihr, Isabel, endlich einmal einen Wunsch erfüllen ...

Sie seufzte, stellte sich auf die Zehenspitzen. Für einen Moment stützte sie sich auf den Griffen des Rollstuhls ihrer Mutter ab, um zwischen den Brautjungfern und deren fotografierenden Eltern Blickkontakt mit Simone aufzunehmen. Sie musste diesen Strauß bekommen. Unbedingt. Und Simone schien jetzt auch endlich dafür sorgen zu wollen, denn sie lächelte ihr verschwörerisch zu.

Was sollte da noch schiefgehen?

»Bitte sei so gut, Schatz, und nimm mir mal kurz Mama ab, ja?« Isabel zog ihren Freund Henning näher zu sich, der wieder einmal rauchte und so unbeteiligt tat, als besuche er eine Mariottenausstellung und keine Hochzeit.

Henning versuchte sich an einem Rauchkringel, hielt dann die Zigarette mit der Glut nach oben. »Muss das sein?«

»Das fragst du auch noch? Komm, jetzt tu nicht so. Ich weiß, dass Blumen nicht dein Ding sind, aber Simone wirft jetzt gleich den Brautstrauß. Und ich kann mir nicht vorstellen, dass du möchtest, dass ich das verpasse.«

»Verpassen sollst du es ja gar nicht.«

»Männer!« Sie schüttelte ihren Kopf, darauf bedacht, dass ihr Haar Hennings glühender Zigarette nicht zu nah kam. »Nein, ich

meine natürlich, ich kann mir nicht vorstellen, dass du möchtest, dass ich den Strauß ...«

»Okay, probier's. Attenzione, sie hebt den Arm.« Henning wechselte die Zigarette in die linke Hand und sah ihr direkt ins Gesicht.

»Du tust, als sei es dir egal, ob ich ihn auffange!« Verärgert riss Isabel Henning die Zigarette aus der Hand und warf sie in hohem Bogen in den nächstbesten Eiskübel.

»Aberglaube tut nicht gut. Höchstens an der Börse. Aber mach nur, doch wenn's dir nicht bekommt, will ich nicht schuld sein.«

»Mistkerl!«

»Tsss.« Er blies den Rauch zu einem weiteren Kringel über die Köpfe hinweg, grinste zufrieden und streckte lässig seinen Fuß nach dem Rollstuhl aus, um Isabels Mutter Constanze näher zu sich heranzuziehen. Isabel hätte ihn am liebsten geschüttelt, stattdessen spürte sie, wie sich ihr Hals verkrampfte, als sie sah, wie begeistert Simone jetzt ihren Strauß schwenkte.

»Mädels, Jungs, Verliebte und die es werden wollen: Achtung, Flug!«

Sieben unterwegs, fuhr es Isabel durch den Kopf ... Rosen und Jasmin, rot und weiß, Sünde und Unschuld ...

Sie streckte die Arme aus. Wie gut Simone werfen konnte! Genau ihre Richtung! Strahlend sprang sie hoch, doch im selben Moment schnellte Henning vor, als wollte er per Kopfball einen Freistoß verwandeln.

»Bist du verrückt?« Der Strauß entglitt ihren Händen und landete auf Mos Schulter, die ihn kreischend an sich presste. Mo! Isabel hätte ihr am liebsten jeden Rosendorn einzeln über die Arme gezogen.

Sie drehte sich zu Henning herum. »Sag, dass du komplett bescheuert bist. Dass du betrunken bist oder bankrott. Sag es!«

Sie war so wütend, dass der Absatz ihres linken Pumps drei Zentimeter im Rattanteppich versank. Immerhin hatte sie eine

einzigste Blüte packen können, aber es war keine Rose, sondern nur eine Jasminblüte.

»Ich hab es dir immer gesagt. Er findet immer eine andere. Du aber wirst keinen Besseren bekommen.«

Der Kommentar ihrer Mutter, der Mo den Hut vom Kopf gefegt hatte. Henning hob ihn auf und reichte ihn Isabel, die ihn mechanisch ihrer Mutter gab.

»Sorry, aber ich hatte gedacht, du hättest mich endlich verstanden.«

Noch so ein Satz. Diesmal aber von Henning, der wieder nicht sie ansah, sondern ihre Mutter, deren Greisinnenfinger ungeduldig um den Hut zappelten.

Isabel verspürte das Verlangen, ihr den Hut zu entreißen und über die Reifen ihres Rollstuhls zu zerren. Gleichzeitig hatte sie das Gefühl, als schwanke der Boden.

»Verstehst du endlich, Isabel?« Henning sah sie an, als müsse sie ihm auch noch dankbar dafür sein, wenn er ihr ihre Dummheit nachsähe.

»Ja, ja, verstehst du endlich.«

Sie konnte Henning nur nachäffen, während sie ihrer Mutter den Hut aufsetzte. Wenn sie doch bloß für immer schweigen würde, schoss es ihr durch den Kopf. Und diesmal blieb das Schuldgefühl aus, das sie sonst bei derartigen Gedanken hatte.

»Isabel!«

»Ja, Henning.« Aus den Augenwinkeln nahm sie wahr, wie Simone an ihrem Schleier nestelte und sie stirnrunzelnd beobachtete. »Du ... hast damit angedeutet, dass Schluss ist, stimmt's? Ausgerechnet heute, am Hochzeitstag meiner besten Freundin. Ein guter Zeitpunkt, Henning, perfekt getimt. Mein Respekt. Das hätte ich dir wirklich nicht zugetraut.«

Henning schaute unbeteiligt über die Schar der Hochzeitsgäste hinweg. Er nestelte nach seinem Zigarettenetui, hielt inne und

hob die Stimme, ohne Isabel anzusehen: »Ich frage mich, warum ihr Frauen immer behauptet, sensibel zu sein, wenn ihr nicht einmal die kleinsten Andeutungen von uns Männern begreift. Wenn ich nicht zurückrufe, heißt das nein. Wenn ich keine Lust habe, dich mit Ayurveda-Ölen einzuschmieren, heißt das nein. Wenn ich weder Salsa noch Tango noch sonst was mit dir tanzen will, heißt das nein. Wenn mir deine Fältchenkrisen egal sind, heißt das, verdammt noch mal, nein! Nein, da ist nichts mehr in mir, was dich braucht. Wie deutlich wollt ihr Frauen das noch haben? Liebe, verdammt, kann man nicht erzwingen.«

Den letzten Satz hatte er so laut gesprochen, dass die Mehrheit der Hochzeitsgäste sich zu ihnen umdrehte. Es wurde still, und als auf der beheizten Terrasse der Kellner den Korken einer Flasche Champagner knallen ließ, zuckte nicht nur Isabel zusammen.

»Henning hat recht. Und ich sag es nur ungerne. Du musst und wirst es akzeptieren. In unserer Familie gibt es die große Liebe nicht. Das ist auch dein Schicksal.«

Die Stimme ihrer Mutter ließ Isabel frösteln. »Nein«, erwiderte sie, »es ist mein Fluch.« Sie hörte sich wie aus weiter Ferne sprechen, als hätte ihr eine fremde Seele das Wort auf die Lippen gelegt. Mit den Tränen kämpfend, schaute sie Henning nach, der sich beim Brautpaar entschuldigte und zur Garderobe eilte.

Endlich kam Simone auf sie zu und nahm sie in die Arme. »Unsinn, Isabel, was für ein Fluch denn? Du hast den Strauß zuerst berührt, nur das zählt. Vergiss das nie. Und ob Mo wirklich etwas von Hennings Manöver hat, sollte sie sich gut überlegen. Ich wäre mit so einem Ausgang nicht glücklich.«

»Klar, das wäre ja auch noch schöner.« Isabel tupfte sich die Tränen von den Wangen und löste sich von ihr. »Erst hat sie meinen Vater scharfgemacht ... und jetzt soll sie mit ihrem nächsten Lover zum Traualtar? Tut mir leid, aber das wäre wohl wirklich ungerecht, oder?«

Simone nickte. »Ja, Isy, natürlich. Komm, ich hol dir ein Glas Champagner. Das muss jetzt sein. Überhaupt: Wir sollten es mit den Symbolen und Bräuchen auch nicht übertreiben.« Sie hob den Saum ihres Kleides und zwängte sich durch die dichte Menge zur Bar.

Isabel versuchte zu lächeln. Mo, die ihren Blick suchte, breitete zu ihrer Überraschung die Arme aus, als wolle sie sagen: Wie gewonnen, so zerronnen. Nimm's nicht so ernst, ist ja eh alles nur Einbildung. Isabel nickte ihr kurz zu, bemüht, sich ihre Erleichterung nicht allzu sehr anmerken zu lassen. Aber wenigstens triumphierte Mo nicht. Nachdem ihr Vater die Affäre mit ihr beendet hatte, war Mo lange Zeit allein geblieben. Und offensichtlich hatte sie in diesen Jahren andere moralische Maßstäbe für sich entdeckt.

Isabel schob den Rollstuhl mit ihrer Mutter in einem weiten Bogen auf die Terrasse. Die Bewegung linderte den nagenden Schmerz, den Hennings Demütigung ihr zugefügt hatte. Vor einer Woche noch hatte er sich vor ihr als Abteilungsleiter aufgespielt und ihr und zwei anderen Kollegen betriebsbedingt gekündigt: Das Hypothekengeschäft mit Privatkunden würde eingestellt. Die Nord-Hyp habe leere Kassen, alles käme jetzt auf den Prüfstand. Angeblich wisse er selbst nicht, ob er in einem halben Jahr noch dabei sei. Dabei verfügte Hennings Vater als erfolgreicher Anlageberater über beste Kontakte zu Bankern. Henning jedenfalls musste sich um die Finanzierung seines Lofts in der Hamburger Speicherstadt keine Sorgen machen. Derartige Nöte würde er nie haben. »Und heute nutzt dieser Mistkerl diese Bühne, um allen zu beweisen, dass er im Privatleben auch der Chef ist.«

»Was hast du gesagt? Sprich doch lauter.«

»Mama, das war für mich. Sei jetzt bitte still.« Vor Ärger stieß sie mit ihrem Bauch ein wenig härter gegen die Krempe des

Hutes. Constanze tat, als hätte sie einen Hustenanfall. »Du wirst sie nie ... nie finden ... keine Liebe. Nie. Ich ... nicht.«

»Es reicht, Mutter«, erwiderte Isabel und berührte deren magere Schultern. »Ich habe es nicht vergessen.«

Vor gut einem Jahr aber hatte sie an die große Liebe geglaubt. Wie sehr hatte sie Henning für seine virile Selbstsicherheit bewundert. Darum, wie geschickt er tagsüber bei der Arbeit sein Verlangen verborgen, raffiniert mit Blicken und kleinen Gesten gespielt hatte, sobald sie allein waren. Seine Lust auf sie hatte Isabel lange Zeit mit Stolz und Vorfreude auf immer neue amouröse Abenteuer erfüllt. Nun aber war ihr von dieser Liebesgeschichte nichts als die Erkenntnis geblieben, der Eitelkeit eines selbstverliebten Machos zum Opfer gefallen zu sein.

Isabel roch an der Jasminblüte des Brautstraußes. Schließlich nahm sie Simone das Champagnerglas ab. »Danke dir. Ich könnte mir vorstellen, mich kopfüber in ein Gärfass zu stürzen, um mich darin aufzulösen.«

»Erst genießen.« Simone lachte und stieß mit ihr an. »Gewinne allem doch einmal eine positive Seite ab. Heute beginnt dein neues Leben. Zwar nicht so wie meines, aber diesen Macho bist du endlich los. Erstens habt ihr überhaupt nicht zueinander gepasst, und zweitens ist ein Mann, der so etwas tut, sowie so unmöglich.« Sie nahm Isabel die Blüte aus der Hand, küsste sie und ließ sie in Isabels Glas fallen. »Siehst du? Jetzt ist sie persönlich von der Braut geweiht. Damit wird sie dir Glück bringen.«

Isabel hob zweifelnd die Augenbrauen und beobachtete, wie sich um die Blüte Champagnerbläschen bildeten und nach oben perlten. Aber dann setzte sie das Glas an die Lippen und leerte es in einem Zug.

»Und? Gu-huut?« Simone grinste und legte den Arm um Isabels Taille.

»Wenn Trost so schmeckt, werde ich Henning bestimmt vergessen können – dafür dann aber bald völlig pleite sein.« Isabel lächelte eher gezwungen über ihren Scherz, weil er sie mit Schrecken daran erinnerte, dass sie etwas Wahres aussprach. Denn wenn sie in einem Monat arbeitslos war, würde sie sich trotz der Abfindung höchstens einen schlichten Prosecco vom Discounter leisten können.

Im Saal setzte Musik ein. Ein Walzer.

»Versprich mir, dass du bleibst, ja?« Simone hauchte ihr einen Kuss auf die Wange. »Und pass bitte auf deinen Glücksbringer auf.«

Isabel schob den Rollstuhl in die Nähe eines Pfeilers, der mit einer blütenverzierten Efeugirlande geschmückt war. Sie betätigte die Feststellbremse und überließ ihrer Mutter den freien Ausblick auf die Tanzfläche, auf der Simone mit ihrem Mann tanzte.

Ihr war schwindelig. Sie lehnte sich gegen den Pfeiler und schaute auf die Terrasse. Dort, wo der Palmenkübel umgefallen war, stand eine Gruppe rauchender junger Männer, die auf die Idee gekommen war, ihre Autoschlüssel zu vergleichen. Neben ihnen kniete ein Serviermädchen auf dem Boden und fegte wie in Zeitlupe Erdkrumen zusammen. Gebannt verfolgte Isabel ihre Handbewegungen. Für einen Moment vergaß sie Henning, die Hochzeit, ihre Mutter. Nur das Mädchen, das fegte, schien auf einmal wichtig. Tief in ihrem Herzen aber musste Isabel sich eingestehen, wie durcheinander sie in Wirklichkeit war. Am liebsten wäre sie nach einem kurzen Bad in der Ostsee so schnell wie möglich wieder zurück nach Hamburg gefahren.